

Über Rainer Maria Rilke

Autor(en): **Milch, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1927)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758246>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Über Rainer Maria Rilke

Von Werner Milch

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
Die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
Aber versuchen will ich ihn.

Mancher Ring hatte sich ihm vollendet, ehe er fortging, seinen « eigenen Tod » zu sterben. Und seine Verse, die nun einen neuen Sinn bekommen haben, die jetzt plötzlich bedeutungsvoll werden in ihrem Bezug auf den Schöpfer, sie zeigen uns, wie adäquat Leben und Sterben des großen Dichters seinem Werke sind. In wachsenden Ringen verstehen wir nun die Hinterlassenschaft Rilkes: die gleichen Probleme finden wir im Frühwerk wie in den beiden großen Zyklen der letzten Jahre, nur immer intensiver, klarer, geläuterter und härter in den Forderungen. Wir überblicken ein Werk, geschlossen und groß in sich, doch der letzte Ring blieb unfertig: Symbol des nie sich vollendenden Dichters.

Es gilt jetzt nicht mehr, ein Bekenntnis zu einem Mitlebenden abzugeben, « die Sprache voller Wehleid zu gebrauchen », um zu sagen, wie mächtig uns sein Tod berührt hat: es war sein Verlangen, dass « Raum um das Gefühl » geschaffen werde; die Distanz ist zu erzwingen, um von dem Werke des Dichters als einem « Ding », das über persönlich-zufälliges hinaus ein Bestandteil der Welt ist, zu sprechen.

* * *

So wird hier nicht die Rede sein von dem jungen Rilke. Bis zum Überdruß hat man von den Anfängen seiner Arbeit gesprochen, von Heinrich Heines Ton in den ersten Versen, von Conrad Ferdinand Meyers und Jens Peter Jacobsens entscheidendem Einflusse. Es ist der erste der « Ringe », der den Dichter umschloss: Hingegebensein an eine hemmungslose Musik, Entsetzen vor dem Erwachen, da er sich aus der Kindheit gerissen sieht, Flucht vor der Verantwortung des Lebens.

Russland gibt den entscheidenden Anstoß, dass aus dem Ästheteten ein großer Bekenner wird, Tolstoi wird der Erwecker zur Pflicht. Die (dem Angelus Silesius so nahen) Gedanken von der Verwechslung Gottes und des Menschen, die Heiligung des Irdischen und die Vermenschlichung des Göttlichen werden formuliert, der Gedanke einer brüder-

lichen Gemeinschaft der Menschen folgt notwendig. Das ist das *Stundenbuch*¹⁾. Es hat sich darin Rilkes Lehre von den Generationen – seine erste große Antwort – entscheidend gewandelt: Der Kommende, wie wohl er die Last alles Vergangenen trägt, ist der über das gegenwärtige Leben Hinauswachsende, der Größere: Sohn, Gott und das Ding werden das Gleiche, das was der Mensch sich über sein zufälliges Leben hinaus schafft.

Mensch-werden Gottes im Sohn und im Werke, nur in einem Lande « das an Gott grenzt » konnte dies einzige Aufgabe der Gestaltung sein. Im Westen drängte sich der ergänzende Gedanke: Heiligung des Irdischen. In Worpswede erfüllte sich dem Dichter dieser « Ring ». Es war die kurze Zeit seines Lebens, in der er nicht einsam zu sein glaubte, die Lösung des Menschen unter Menschen ließ den Vers härter und reiner werden, Liebe machte, weil selbst das « süße Lied », der feinste Klang ihr nicht adäquat sein kann, ihn misstrauisch gegen die Musik. Rilke wird Bildner, der Landschaft wie menschliche Handlung in letzter Durchdringung sieht: dort wo sie heilig wird.

Rodin schafft den Bildner zum Plastiker um. Jedes Ding kann jetzt in seiner göttlichen Bedingtheit aufgezeigt werden, der Sinn menschlichen Geschehens enthüllt sich ganz, und wo zur Zeit des Buches der Bildner Geschichte noch in Handlungen aufgelöst war « Karl XII. reitet in der Ukraine », wird jetzt die reine Haltung eines Momentes gegeben – aus der Bilderfolge des Malers wird das Standbild.

Rilke hat sich vollendet. Ein geschlossenes Gedankengebäude hatte sich ihm in wachsenden Ringen erschlossen. Ein starkes, in allem besinnlichen Ernste doch kämpferisches Gebäude, in dem Gott, Mensch, Werk und jegliches Geschehen in Natur und Geschichte seinen Platz hat.

* * *

Dann schwieg Rilke lange. Wir meinten: weil das Werk fertig und geschlossen sei. Bis uns zwei große Gedichte zeigten, dass dem Dichter alles Geschaffene plötzlich in Frage gestellt war. Er prüfte alle die Grundlagen, auf denen sein Werk baute, noch einmal, und er hat sie nicht mehr anerkannt. Nur noch der Umkreis des Stoffes bleibt ihm. Mit völlig neuen Formen bewältigte er den ganzen Kreis noch einmal, indem er in einer veränderten Haltung an ihn herangeht. Und durch diese neue Haltung hat er die Gegenwart gewonnen. Es ist unverständlich, dass gerade

¹⁾ Im Insel-Verlag, Leipzig, in dem alle Werke Rilkes vorzüglich ausgestattet erschienen sind

die *Sonette an Orpheus* und die *Duineser Elegien* in Deutschland kaum rezipiert worden sind. Gerade diese Werke sind es, die den Dichter aus der isolierten Haltung heraus in unsere Zeit stellen, diese Werke sind es, aus denen jeder von uns spüren muss: mea res.

Rilkes reifes Schaffen bis zu den Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge stand im Zeichen jenes Goethewortes von den dreitausend Jahren, von denen sich jeder Rechenschaft geben muss, will er nicht « von Tag zu Tage » leben. Es ging um die Fixierung der großen Kulturgüter; das große Kunstwerk des Abendlandes, der wundervolle und eindeutige Gedanke des Griechentums, die Bedeutung der großen Liebenden, die verderbenbringend herrliche Macht der Musik, das waren die Eckpfeiler für ein System zeitloser Werte, die erkannt und besungen werden mussten. Und jetzt fragt der fast Fünfzigjährige nach dem Sinn dieses Systems. Es muss ein ganz ungeheurer Umschwung in Rainer Maria Rilke vorgegangen sein, dass er plötzlich diese ganz radikal neue Prüfung seiner Gedanken von sich erzwang, und er hat es wohl gewusst, wie entscheidend die Wendung war, hat es wohl auch gewusst, dass er die neue Idee nur mit aller Kraft bewältigen konnte. Und darum trat er auch aus der selbst auferlegten Reserve des unmusikalischen Verses heraus, statt des starren Standbildes wurde die Beweglichkeit formgebendes Element. Die *Sonette an Orpheus* erscheinen als ein Präludium, als eine vorläufige Fragestellung, die *Duineser Elegien* enthalten die voll durchgearbeitete und ganz geklärte Lösung. Zwei Aufgaben stellt Rilke sich, zwei Fragen drängen als einzige in den Vordergrund: Wie führt man ein Leben, das voll erfüllt ist, und wie geht man einem eigenen Tode entgegen. Und wie intensiv Rilke alle möglichen Haltungen auch prüft, es bleiben ihm zwei Formen als die einzig vollendeten: die Tänzerin, die in sich alle mögliche Intensität des Lebens begreift, und der ordnende Künstler Orpheus. Voll geklärt und geläutert gestaltet ist Rilkes großes Weltbild, das er uns als sein letztes und gültiges Testament hinterlassen hat, erst in den *Duineser Elegien*. Es wird erzählt, er habe ein Prosawerk geplant, erläuternder und ergänzender Nachtrag zu den Elegien, wie der *Malte Laurids Brigge* Erläuterung der reifen Gedichte war. Rilke ist aus der Welt gegangen ehe er das Werk in Angriff genommen. Seine letzten Werke waren leichtere, uns weniger schwer wiegende Verse in französischer Sprache, Gedichte, in denen die Größe der Verantwortung der Form gegenüber nicht so stark spürbar ist wie in den letzten deutschen Werken; sie sind uns ein teures Vermächtnis, weil sie dem einsamen Dichter die letzte große Freude waren.

Die Elegien aber sind uns mehr. Sie sind ein vollständig durchdachtes und bis ins Letzte vollendetes Werk voll Forderungen milder Strenge. Die erste Elegie schlägt groß und voll das Thema an: Was dauert, wie findet sich der Mensch ab mit dem « Engel », mit dem göttlichen Prinzip, wie kann er aus seinem nebensächlich unbedeutenden Leben heraus eine Brücke finden zum ewig Bleibenden. Die Einsamkeit und Vergänglichkeit irdischen Geschehens scheint allem Bleibenden strikt entgegengesetzt. Was auf den ersten Blick bleibt, der Baum am Abhang, den wir täglich wiedersehen, die Straße von gestern oder « das verzogene Treusein einer Gewohnheit » oder gar die Nächte – es braucht den Menschen nicht. Und schon wird erkannt: Die Brücke zum Dauernden führt den Menschen nach vorwärts, führt über den Tod.

Um die Liebe geht es in der zweiten und dritten Elegie. « Jeder Engel ist schrecklich », so beginnt es noch, alles Dauernde ist dem Menschen unerreichbar. Die Liebenden die « ineinander Genügten », die sekundenweit das Gefühl des Dauernden haben, fragt der Dichter, « habt ihr Beweise? » Und auch die größten liebenden Gesten weisen uns mehr die Geste des Abschieds als die des Verharrens. Noch findet der Dichter kein « reines, verhaltenes, schmales Menschliches, einen unseren Streifen Fruchtlands zwischen Strom und Gestein ». Und noch trauriger endet Rilke, als er die Liebe als Trieb befragt, den « Fluss-Gott des Blutes ». Es ist Vergangenheit, die wir mitlieben, es ist alle Last der Generationen, die unser Gefühl, ein reines Verharren im Gegenwärtigen einzuhalten, hindert.

So geht der Dichter daran, die möglichen Haltungen unseres Daseins zu durchforschen. Wieder schlägt er (in der vierten Elegie) das Gesamtthema an und dann spricht er vom Kinde. – Deutlich wird hier sichtbar, wie die Elegien kein ganz neues Problem bedeuten, sondern einen höheren « Ring » dessen, was schon in frühen Werken des Dichters Problem war. Eine neue Haltung bedeuten die letzten Werke, eine neue Fragestellung an dem alten, am einzigen Thema: dem Menschen seinen Platz in der Welt zu bestimmen. – Und ganz kleistisch wird nun in der vierten Elegie der Gedanke des Marionettentheaters neu gefunden, zwischen Engel und Puppe steht das Leben der nicht mehr Freien und noch nicht Freien. Drei Typen der Menschen haben einzig ihren Platz nicht ganz in dieser Mitte, sind noch näher verhaftet zugleich der Puppe, zugleich dem Engel: Kind, Künstler und Held. Das Vollendetsein vor dem Leben, der rührende Tod des Kindes, das ewige Gespaltensein des Künstlers bald zum kindlichen, bald zum übermenschlich-ordnenden hin und das dem

Kindertode so nahe naive Nehmen des Helden, das sind die drei großen Wege des Menschen auf der Brücke zur Dauer hin.

Hier ist schon ein Weg gewonnen. Es fehlt noch die Frage nach dem dritten großen Problem, nach der Vergangenheit. Und so geht es in der siebenten und achten Elegie um den Sinn der Geschichte. Zunächst wird die positive Leistung der Geschichte für den Menschen gefasst «Chartres war groß – und Musik reichte noch weiter hinan... Ein Turm war groß, nicht wahr? o Engel, er war es –». Das übernimmt Rilke: das Bewusstsein, dass ein Werk der Vergangenheit bleibend und dauernd sein kann, selbst neben der schrecklichen Größe des Engels. Doch gleich folgt die Einschränkung «glaub nicht, dass ich werbe». Nie ist das Werk, ist das Geschaffene Sinn des menschlichen Lebens, nie darf der Mensch im Bewusstsein der Vollendung weitergehen. Sein Teil sollte «Hinweg» sein wie der Weg des Tieres; und so ist Vergangenheit, ist das Rückwärtssehen – schon früher sagt das ja der Mythos von Eurydike –, ist Geschichte Last. Und gegenüber der schicksalslosen offenen Haltung des Tieres wird nun die Stelle des Menschen in der Geschichte in jene unendlich gemeißelten Verse gefasst:

Wer hat uns also umgedreht dass wir,
was wir auch tun, in jener Haltung sind
von einem, welcher fortgeht? Wie er auf
dem letzten Hügel, der ihm ganz sein Tal
noch einmal zeigt, sich wendet, anhält, weilt –
so leben wir und nehmen immer Abschied.

Zwei kurze Elegien nur – sieben knappe Seiten – braucht Rilke, um aus alledem das Fazit zu ziehen, um seine Forderungen zu stellen, und diese sieben Seiten sollten genügen, um Rilkes Bedeutung als Führer, um seine unendliche Leistung für die Gegenwart zu erkennen (abgesehen davon, dass sie das schwächliche Gerede von dem weichen und unserer Zeit fernen Rilke mit einem Schlage verstummen lassen). Dieser einsame Tote hat uns gelehrt, wie aus der Erkenntnis des Zeitlosen, wie aus dem scheinbar gegenwartsfremden Leben heraus sich eine ganz bindende Forderung für das Heute entwickeln lässt. Er lehrte uns, am Ende seines Lebens ein ganz westlicher Dichter, die Abkehr vom Unsäglichen. Wie der Wanderer vom Berge nicht eine Handvoll Erde mitbringt, die doch nichts aussagte über das, was ihn erschütterte, sondern das Typische, das, woran sein Weg erkennbar wird, was er nirgends anders erwerben kann, den gelben und blauen Enzian, so sollen wir von der Erde das der Erde Zugehörige mit in den Tod nehmen, nicht Dinge vorweg nehmen wollen, die dem Dauernden angehören, sollen arbeiten an dem, was

uns hier gegeben ist: Im Weltall bist du ein Neuling, drum zeig dem Engel das Einfache, das von Geschlecht zu Geschlecht als ein Unsriges lebt. Der aktive, der der Welt zugewandte, von jeglicher konstruierender Metaphysik freie Rilke, das ist das Bild, das in uns weiterleben soll. «Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm». Diese Erkenntnis ist hier von ganz neuer Seite aus, aus ganz anderen Voraussetzungen als letztes Ergebnis gefunden und ist uns beglückende Bestätigung. Und wo wir das wissen, verstehen wir auch die Klage der letzten Elegie, die herben Worte gegen den Jahrmarkt des Lebens, die in wenig Sätzen zusammengerissene Darstellung all des unnützen Treibens, und wir verstehen von dort aus die Schaffung des großen Mythos der «Klagen», das Tasten in das unentdeckte Land, die Hierarchie der Toten, in der noch einmal ganz groß und entscheidend erkannt wird, wie sehr intensives Erleben des Lebens zugleich Erleben des Todes bedeutet. Und wenn in den letzten acht Zeilen noch einmal vom Regen gesprochen wird und vom Kätzchen der hängenden Hasel, dann wissen wir, Rilke fasst die schicksalsbestimmte Sendung des Menschen im Gegensatz zum schicksalslosen Leben der Natur noch einmal zusammen, wenn er vom steigenden Glücke des Menschen spricht und von der «Rührung, die uns beinah bestürzt, wenn ein Glückliches fällt».

* * *

Rilke lebt nicht mehr. Er, der immer wieder die Toten besang, hat uns in den Elegien sein Vermächtnis hinterlassen, er hat uns im Werke zugleich gesagt, wie wir an ihn denken sollen. Von unserem Verhältnis zu ihm gilt, was er uns von den Toten lehrte:

Schliesslich brauchen sie uns nicht mehr, die Früheentrückten,
man entwöhnt sich des Irdischen sanft, wie man den Brüsten
milde der Mutter entwächst. Aber wir, die so große
Geheimnisse brauchen, denen aus Trauer so oft
seliger Fortschritt entspringt –: könnten wir sein ohne sie?